

(Nachdruck verboten.)

9) Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

Er stieg in das Kesselhaus hinunter, trieb sich in den Maschinensälen umher und schritt von den Bottichen, in denen durch wiederholtes Schmelzen der Rohstoff einem Reinigungs- und Läuterungsprozeß unterworfen wird, zu den Pressen, die die unbrauchbaren Bestandtheile ausscheiden und die flüssige Masse durch starkes Walzen zwischen Thierhäuten aufs neue erstarren und fest werden lassen.

Unter den Räumen, die der Behandlung der Fette dienen, war der Aerolein-Saal der übelberüchtigtste. Das Aerolein ist eine farblose, sich leicht verflüchtigende Substanz, deren schädliche Dämpfe den Augen der hier Beschäftigten verhängnißvoll werden. Die Arbeiter lösten sich alle zwölf Stunden ab und nahmen wohl auch von Zeit zu Zeit einen kurzen Urlaub, um sich von den Folgen der Wirkung des Giftes einigermaßen zu erholen; aber all diese Vorsichtsmaßregeln erwiesen sich auf die Dauer als unzureichend und verhinderten nicht, daß das Teufelszeug schließlich ihnen die Augen ausbrannte.

Schneller und gewandter wie die ätzenden Dämpfe, aber ebenso feig und hinterlistig benahm sich die Maschinenkraft bei diesem rachsüchtigen Vernichtungskampfe. Gelang es ihr auch nicht allzu häufig, durch eine Explosion gleich ein Massenblutbad anzurichten, so lauerte sie dafür um so eifriger dem einzelnen der verhassten Gesellschaft, die sie unterjocht hatte, auf und holte ihre Opfer eines nach dem anderen aus dem Hausen. Nicht dort wo die Maschine in voller Arbeit ächzt und stöhnend aufheult, wo ihr stampfendes Getriebe den dicken Mauerkräfzig, in dem die gewaltige Masse von Stahl, Kupfer und Gußeisen wie ein lebendig eingemauerter Kiese halb vergraben liegt, erzittern läßt, ist die eigentliche Stelle der Gefahr. Ihr Gebrüll hält die Wachsamkeit der Wächter stets rege, und wäre das Ungeheuer selbst im Begriff aus dem Käfig auszubrechen und, wild sich aufbäumend, alles zu zertrümmern, so verräth das Alarmsignal seine Absicht und der für das Befreiungswerk aufgespeicherte Dampf entweicht machtlos durch das Sicherheitsventil. Nein, nicht hier, sondern fern von der Kraftzeugungsquelle, von dem Räder- und Triebwerke der Maschine droht dem Arbeiter das Verderben. Einfache Lederstreifen lösen sich wie Polypenarme von der Hauptmasse ab, schlüpfen durch die Löcher der Wand in die Nebensäle und setzen dort all' die Maschinenräder in Bewegung, die die abhängigen Basallen des großen Schwungrades sind. Diese endlosen Bänder gleiten so leicht und behende über die Transmissionswellen, sie spulen sich mit solch' beweglicher Anmuth auf und ab, daß jeder Gedanke an ihre böswilligen Absichten gelüfte thöricht erscheinen könnte. Sie laufen so rasch, daß sie stille zu stehen scheinen und ab und zu sind sie überhaupt nicht mehr zu sehen. Sie verschwinden, fliegen dahin, durch-eilen beständig denselben Weg, verrichten ungezählte Male die gleiche Arbeit und schwirren mit dem surrenden Geräusch eines flatternden Vögels oder einer behaglich schnurrenden Katze durch den Raum.

Der Arbeiter, der sie bedient und überwacht, wird mit der Zeit sorglos und mißachtet ihre tödtlichen Angriffspläne, wie sich der Thierbändiger auf die erprobte Langmuth seiner Bestien verläßt. Im Eifer der überhasteten Arbeit läßt er sich durch ihr Murren und Surren betören. Aber die Stagen mit schmeichelnden Sammetpfötchen wandeln sich schnell in blutgierige Tieger. Immer auf der Lauer, ihr Opfer zu packen, werden die hurtig sich drehenden Streifen jede unvorsichtige Bewegung des Sorglosen im Fluge erpähen und sich mit schadenfroher Lust zu nütze machen. Eine kleine Nachlässigkeit in der Kleidung, ein bauschiges Hemd, eine flatternde Bluse wird dem Unglücklichen zum Verhängniß und überliefert ihn den beutehungrigen Polypenarmen. Haben sie erst einmal einen Zipfel erfaßt, so zerren und ziehen die Transmissionsriemen, die endlosen Ketten, am Stoff, verwickeln ihn mit blitzschneller Bewegung in ihr Getriebe und reißen den armen Teufel, der sich aus der Verstrickung nicht zu befreien vermag, in die Höhe. Der Arme kommt gar nicht zum Bewußtsein seiner verzweifeltsten Lage, kaum daß sich dem verzerrten Munde ein

heiser gellender Angstschrei entringt. Der Verurtheilte hat die ganze Stufenleiter veralteter Einrichtungsmaschinen zu erdulden, er wird aufs Rad geflochten, skalpirt, geviertheilt, gliedweise in die Luft geschleudert oder zwischen den Riemen-scheiben wie eine Zitrone ausgepreßt. Und kein Mittel, der Bestie ihr Opfer abzugeben! Wenn die Maschine abgestellt wird, ist schon alles aus und zu Ende. Der Mann ist schon todt oder verstümmelt, ehe man an dem ungleichen Gang der Maschine bemerkt, daß etwas nicht in Ordnung ist.

In Laurent's Augen waren die vielgerühmten Wunderthaten der modernen Maschinentechnik und der gewerblichen Chemie den scheußlichsten Folterwerkzeugen und Höllenstrafen der Inquisitionsrichter gleich zu achten. Er sah nur die Rehrseite der Industriemedaille, an der Gina ausschließlich das funkelnnde Schaugepräge bewunderte. Er errieth die ganze Länge des Wortes „Fortschritt“, das die Bourgeoisie beständig im Munde führt, und ahnte den plumpen Schwindel, der vom Geiste sogenannter Brüderlichkeit und abgedroschenen Gleichheits-Phrasen erfüllten Gesellschaftsordnung, die die Herrschaft eines dritten Standes begründete, der noch raubgieriger und entarteter als die Feudalherren von ehemals ist. Und aus dieser Erwägung entsprang jenes Mitleid, die fast ans hysterische grenzende schwärmerische Zuneigung, die Laurent der vielköpfigen Legion der Barbas im allgemeinen und im besonderen der Arbeiterschaaer der Dobouziez'schen Fabrik entgegenbrachte. Von Stund an hielt er es mit der Partei dieser von strotzender Unwürdigkeit erfüllten Gefellen, die mit solch' ledem Wagemuth Tag für Tag der Krankheit, der Giftmischerei und all den drohenden Gefahren ihres aufreibenden Berufslebens trotzen, ohne auch nur einen Augenblick ihre freie Ungezwungenheit und ungenirte Vertraulichkeit zu verlieren.

Im Verkehr mit ihnen wurde der Knabe gesprächig. Wenn er die rauchgeschwärzten, in Schweiß gebadeten Männer, die die Mühe vor ihm abnahmen, feuchend daherkommen sah, saßte sich der verschüchterte Junge ein Herz, heranzutreten und das Wort an sie zu richten. Nach all den Stichefreden, der Hohnerei und Quälerei, die er in den Salons seiner Pflegeeltern über sich ergehen lassen mußte, war es ihm, als träte er aus der duntgeschwängerten, den Athem benehmenden Atmosphäre eines überhitzten Treibhauses hinaus in die frische, reine Luft, deren kräftiger Hauch ihn belebte und seine Lungen weitete. Er sah in diesen Armen und Glenden seinesgleichen und fühlte sich mit ihnen solidarisch verbunden, denn zwischen seiner niedergeschlagenen Schwäche und ihrer lahmgelagerten Kraft bestand im Grunde kein bemerkenswerther Wesensunterschied. So wurde er der theilnehmende Freund dieser Heizer, Maschinenwärter, Aufseher und Tagelöhner, und die Annäherungsversuche dieses zurück-gesehnen, moralisch vernachlässigten, verkannten und der Elternliebe beraubten Kindes, von dem das liebbedienende Lakaienpaar, der trübe Bodensatz des Gesellschaftsjumpfes, mit verächtlichem Achselzucken als von einer lästigen Bürde, die sich der „gnädige Herr“ in seiner Menschenfreundlichkeit aufgehalst hatte, sprach, fanden bei den Leuten das herzlichste Entgegenkommen.

IV.

„Und wenn ich bis ans Ende der Welt lebte,“ erzählte Laurent der Maschinenwärter, der gerade dabei war, den Eisenloß von dreihundert Pferdekraften zu putzen und abzureiben, „in meinem ganzen Leben werde ich das Unglück nicht vergessen! Ja, mein lieber Herr, die Bestie hier hat damals ein hübsches Stück Arbeit vollbracht. Wenn ich daran denke, möchte ich die Kanaille lieber in so viel Stücke zer schlagen, als sie damals aus meinem armen Kameraden machte, statt sie zu putzen und schön zu machen. Noch nicht mal zur ersten Bestellung war der arme Schlucker gewesen, und dabei gesund und frisch wie ein Fisch im Wasser, der blonde Prachtkerl! Nicht ein Fehler am ganzen Leibe! Und diesen Prachtkerl hat die Maschine hier in zehn, was sage ich, in zehn, in hundert Stücke zerrissen! Als es sich dann darum handelte, die armeneligen, in allen Ecken und Winkeln mühsam zusammengesuchten Glieder zu bergen, haben wir, ich und zwei Kameraden, die herzlichst genug waren, die nicht leichte Pflicht zu erfüllen, erst fünf Fingerhüte reinen Zugwerchnapses hinter die Binde gegossen, um uns für das

französischer Geschäft Wuth anzutrinken. . . Wie Wurfisfüßel stopften wir das zerhackte Menschenfleisch in ein halb Duzend Betttücher, die uns Fräulein Felicitas mit fauertöpfischer Miene zur Verfügung stellte. Und das war fast noch zu wenig, denn durch die sechs Leichentücher sickerte noch das Blut und tropfte zur Erde! . . ."

Während der junge Paribael mit allen Zeichen tiefgehender Erregung dem in seiner rohen Wahrheitschilderung doppelt erschütternden Bericht lauschte, hörte er hinter sich von einer dröhnenden Stimme, die sich vergeblich Mühe gab, ihren durchdringenden Klang zu dämpfen, seinen Namen rufen.

"Geda, Herr Laurent . . . Herr Vorki!"

Vorki! Seit des Vaters Tode hatte er diesen Rosenamen nicht mehr vernommen. Nur zögernd wagte er sich umzudrehen, aus Furcht, ein Gespenst austauschen zu sehen. Aber wie groß war seine Freude, als er den unterfertigen, sonnenverbrannten Mann mit den blinzelnenden braunen Augen und der zerhausten geringelsten Barttraufe erkannte.

"Vincent!" schrie er, vor freudiger Aufregung fäh erbleichend. "Sie hier?"

"Zu dienen, Herr Vorki! Aber beruhigen Sie sich nur, es sieht ja wahrhaftig fast so aus, als wenn ich Ihnen einen Schreck eingejagt hätte! . . . Ich bin Aufseher im „Polierjaal“ . . . Sie wissen ja wohl, die Frauenabtheilung . . ."

Dieser Polierjaal war so ziemlich der einzige Raum der Fabrik, in den sich Laurent noch nicht hineingewagt hatte. Den Vorstadtmädchen gegenüber, die ein gut Theil lärmender, obendrein aber von des Lebens Ernst noch weniger angekränkelt als ihre männlichen Arbeitsgenossen, konnte der Junge seine Schüchternheit nicht los werden. Wie oft hatte er des Abends die Fabrikglocke zum Feierabend läuten hören. Die Arbeiterinnen wurden eine Viertelstunde vor den Männern entlassen. Wie eine Herde von der Koppel befreiter Züllen stürmten sie durch den Thortweg, der von dem Lärm aus dem Getrappel der übermüthigen Schaar widerhallte, dem Ausgang zu. Draußen auf der Straße aber schlenderten sie dann zögernd auf und ab und lungerten vor dem Fabrikthor herum. Bald erkante die Glocke zum zweiten Male. Jetzt war die Reihe an den Männern, die schwerfällig einhertritten, mit halblauter Stimme Verabredungen trafen und truppweise auf die Straße traten. Und nicht lange darauf erscholl von der Ecke der Straße her das schrille Getreisch der bedrängten Frauenzimmer und das Gelächter ihrer stürmischen Verber. Laurent wollte sich manchmal zu Tode ängstigen. Ach, die rohen Kerle hatten sie gewiß überfallen. Das Kind hatte keine Ahnung, was das Geschrei und Lachen zu bedeuten hatte. Schwächer und schwächer erklang der Lärm, von den fernern gelegenen Straßen her hörte man noch hier und da verworrenes Geräusch, bis auch das nach und nach in den Krümmungen der engen Gassen leise erstarb und tiefes Schweigen in der Vorstadt herrschte. Langsam breitete die Nacht ihre dunklen Fittiche über die „Steinerne Mühle“.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die Ereignisse gehen manchmal ihren wunderlichsten Gang. Auf den vertraulichen Erlaß des Herrn v. d. Rede der Prozeß gegen Arthur Stadthagen! Hier die Aufforderung zur verstärkten Schneidigkeit und da eine Zusammenstellung von Wachtstuben-Abenteuern, die in der Rubrik vom Berliner Leben gerade keine helle Seite bedeuten. Als vor einiger Zeit selbst in der bürgerlichen Presse bis weit nach rechts hin das Schlagwort erklang: „Schutz vor den Schutzleuten“, da hätte man denken dürfen, auch in die verschlossensten Bureau Räume müsse der laute Ruf dringen. Wir haben es aber an dieser Presse oft erlebt. Es taucht ein sensationeller Fall auf. Ein rasches Fladerfeuer in der Presse entsteht darauf. Bald ist es ausgebrannt; und wieder kehrt der Geist der Unterthänigkeit ein. Es sollte nicht vergessen werden, daß aller Groll sich damals gegen untergeordnete ausführende Polizei-Organen kehrte, daß in einzelnen launfrommen Zeitungen sich etwas wie Lanfoller äußerte und daß man durchaus nicht auf das Wesen eines Systems einging, das in subalternen Köpfen so viel Verwirrung anstiften kann. Mit dieser oberflächlichen Manier hing die Vergeßlichkeit der Presse zusammen. Es war wiederum still geworden bei den Zeitungsrebelln. Man dachte wohl gar, wenn wir uns so echauffiren, dann müssen die Dinge besser werden. Man verzeichnete wiederum mit Genugthuung jede Galanterie eines Schutzmannes auf der Straße und freute sich im stillen bei dem eitlem Gedanken: „Das ist unser Werk“.

Niemand hat in dem Prozeß Stadthagen eigentlich einen schlimmeren Wadenstreich erhalten, als diese eitle, selbstzufriedene Presse. Es wurden polizeiliche Mißgriffe belannt. Man hatte an-

ständige Bürgerfrauen umsonst nach der Polizeiwache geführt. Man zappelte und schrie in der bürgerlichen Presse, als sei noch nie so Unerhörtes geschehen. Jetzt wurde man auch auf andere Abenteuer der Wachtstuben aufmerksam. Und der Erfolg des ganzen Lärmens? Die Aussage des Polizeipräsidenten giebt eine unzweideutige Antwort darauf. Zu den maßgebenden Stellen war vom Preßlärm nichts durchgedrungen. Das ist das Ende vom Lied gewesen.

Ob sie nun bescheidener werden, die Herrschaften von der Ordnungspresse, die sich und ihren Werth so gerne bei Festlichkeiten preisen lassen? Was mußten sie sich für Schmeicheleien von ganz schlauen Leuten, wie Herr v. Miquel einer ist, sagen lassen? Wie wurde ihre Eitelkeit gekitzelt und wie leicht steigert sich dabei in manchem Kopf das eigene Werthbewußtsein. Da glaubt man, mit ein paar gerauschvollen Phrasen, mit dem papiernen Ausruf: Schutz vor den Schutzleuten! die Würde der Reichshauptstadt gerettet und der Freiheit eine Gasse gebahnt zu haben. Aber dann kommt der wirkliche Effekt: Es war Zeitungs-Strahfeuer. Man merkte an jenen Stellen, die es aufmerksam machen sollte, nichts von seinem Prasseln.

Manch einer von den „einfußreichen Organen“ bildet sich gerne ein, er sei ein Posamentenbläser von Jerichow, wenn er auf seinem Papier einmal einen kräftigen Ton riskirt. Aber seinen Posamenten-donner vernimmt man nicht einmal, und die Mauern der Unfreiheit und des Zwanges erschüttert er nicht. Was nützt es, wenn er sich aufgeregt geberdet? Man weiß doch, er wird sich austoben, der Gute. Dann bleibt alles beim alten. Wo solche Gegensätze sich aufthun, wie sie im Hintergrund des Prozesses Stadthagen erscheinen, da bedarf es der Sammlung, der stetigen, zähen Ausdauer. Mit hysterisch-frampfhafter Erregtheit über den oder jenen Fall, der eine Dame betroffen, ist nichts gethan. Besonders wenn auf den momentanen Anreiz alsbald die Erschlaffung folgt.

Unterthänigkeit und Staatsbürgerchaft, das sind die gegenwärtigen Begriffe, die überall aus dem Prozeß Stadthagen hervorleuchten. Der Schutzmann, den eine Gegenrede des Eistirtens leicht als Widerseßlichkeit erbittern kann, handelt fast instinktiv aus dem Begriff der Staatsunterthänigkeit heraus. War die Gegenrede nur ein wenig schröff ausgefallen, so steht sein wachsameres Mißtrauen rasch die Pflicht gebühlicher Unterthänigkeit verlegt. Aus dem Begriff der Unterthänigkeit folgt das Gebot: Im Zaume halten, und der militärisch geschulte Geist faßt das Gebot überdies gern straff und rauh. Selbst unsere magistratische Zivilbehörde reagirt gegen diesen Geist nicht so empfindlich, als es im gemein-bürgerchaftlichen Interesse läge. Keine Woche und keinen Tag hätte man zaudern dürfen, nach dem Beschluß der Stadtverordneten mit dem Polizeipräsidenten über die Sicherheitsverhältnisse Berlins zu verhandeln. Und bis zu dieser Woche war dem Polizeipräsidenten hiervon nichts belannt.

Auf dem Stuttgarter Parteitag sind manche persönlichen Differenzen, manche Meinungsverschiedenheiten über taktisches Verfahren zur Sprache gekommen. Ueber allem aber war man darüber einig, daß man in der gegenwärtigen Lage keinen Anlaß zur Selbstzufriedenheit habe. Scharfe, schneidige Kampfworte fielen, und in der That, so scheint es, braucht nun nicht darum bekümmert zu sein, daß die Gegenwart mit ihren Anforderungen nicht genügend zum Kampfe herausfordern werde. Man mühte wirklich, um mit Fischer zu sprechen, hündisch-seige sein, um nicht seinerseits daran mitzuarbeiten, daß der freie, bürgerchaftliche Sinn vor dem Rest der Hörigkeit, vor dem Unterthänigkeitsbegriff zu Ehren komme. Jeder nach seiner Kraft, nach seiner Fähigkeit! Das drängt sich auch dem Manne auf, der nicht mitten im Getriebe politischer Agitation steht. Auf allen geistigen Gebieten giebt es zu schaffen, zu fördern genug. Je dramatisch bewegter unsere Epoche wird, umso angespannter wird alle Kräfteanstrengung sein müssen. Wo wir auf Erden umherblicken, bereiten sich einschneidende Verschiebungen vor. Alte Kulturaktoren, wie das spanische Reich, sinken nieder, in Oesterreich, in Italien steht man am Beginn folgenschwerer Lage. In Frankreich steht Militarismus in erbitterter Fehde dem modernen Bürgerbewußtsein gegenüber; und so sensibel ist man gegen alle Gegenwartserscheinungen geworden, daß man keine Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne weitreichende Vermuthungen an irgend ein Ereigniß zu knüpfen. Was hat man nicht schon alles aus der bevorstehenden Kaiserreise nach Palästina für die Weltstellung Deutschlands herauskonstruirt! Zumindest ist derlei ein Symptom für die allgemeine Erregbarkeit unserer Zeit. Jedenfalls brauchen auch die voraussehlenden, ungeduldigen Geister nicht verzagt zu sein, wie der königliche Knabe Alexander verzagt war, als er weßlagte, sein Vater Philipp liebe ihm nichts zu erobern übrig. Eine solche Fülle von Problemen, äußeren und inneren, werfen die Zeitverhältnisse in der Gegenwart auf, daß jeder, der auf seinem Gebiet ernstlich schaffen will, in seiner Arbeit nicht zu verflachen und nicht die Hände in den Schooß zu legen braucht. Es wird auch den Kommenden noch Sorge und Arbeit genug übrig bleiben; und es wird noch mancher jene Enttäuschungen erleben, die der Wanderer im Hochgebirge erlebt. Es winkt ihm eine Zinne, schon glaubt er sein Ziel mit den Händen greifen zu können; da sieht er, daß er nur einen Vorsprung erklommen habe und daß ein neues Hinderniß zu überwinden sei. Den Willen, die Ausichtshöhe zu erreichen, muß man freilich mitbringen, sonst macht jedes neue Hinderniß unwirksam und setzt vor der Zeit matt. Manches einer ist im Anfang so forsch ausgeschritten, daß man meinen konnte, er wolle den Berg in Sturm nehmen; und in der Mitte wurd

ihm der Athem zu kurz. Das ist eine trivial gewordene Erfahrung.

Im übrigen: So viel hat die Geschichte menschlicher Erscheinungen und menschlicher Wandlungen uns schon gelehrt: Der Glanz läßt sich nicht zu jeglichem Augenblick bereit finden. Auch für ihn gilt das Wort: Reif sein ist alles. Ist die Anspannung der Volkseele so heftig, ist so viel Vorarbeit gethan, daß sich der vorwärtsstürmende Glanz lösen kann, dann wird es nicht so sehr aufs Individuelle oder das Völkertemperament ankommen. Dann braucht es keiner überhitzten Aneiferung. Relativ kleine Volksmassen, die Niederländer und die nüchternen Schweizer, haben es in ihren Befreiungskämpfen, in ihrem entschlossenen Drang nach Selbständigkeit bewiesen. Auch ihr Glanz mußte reif sein, ehe sie überwand. —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

h. Die Lurechten. An der breiten Straße, die durch die Arbeitergegend nach den Vororten läuft, liegt zwischen den gleichmäßig hohen Hauslästen ein Ziergarten. Ein feingeschmiedetes Gitter grenzt ihn ab. Das Gitter sieht aus, wie eine Reihe wohlgezoGENER, seltsamer Pflanzen, die in der brennenden Sonne des Südens gewachsen sind. Aber sie haben keinen Geruch und sind nur starre, stählige Wächter des Gartens.

In dem Garten liegt ein Häuschen. Ja, gegen die klöbigen Nebenhäuser ist es nur ein Häuschen. Und doch ist es ein kleines Schloß aus der Mitte des Jahrhunderts, da der Fabrikherr sein Heim neben seiner Fabrik erbaute. Die Fenster des Häuschens sind in jeder Woche anders decorirt. Hinter den blanken Spiegelscheiben leuchten in der einen Woche Gardinen im hellen, lichten Gelb des Frühlingsmornenscheins. In der anderen Woche wehen zarte, weiße Stores mit eingewebten eleganten Tulpen den eindringenden Blicken. Mit duftigen lila Birkerien, die von glühenden Orangebändern gehalten werden, sind die Fenster in der nächsten Woche verhängt.

Auch der Garten ändert oft sein Aussehen. Bald ist die große Freitreppe mit blühenden Schneebällen und Alpenrosen eingerahmt. Dann wieder stehen brennendrothe Tulpen oder unschuldweiße Lilien dort wie ein Spalier auf dem Wege zur Freude.

Und nun erft auf den großen Beeten! Da steht in der Mitte eine ganze Gruppe Magnolien, die im warmen Hauch des Frühjahrs ihre hellen Kelche öffnen. Rund herum ziehen sich dichte Kränze blühender Rosen, unter denen große Schwärzler aus leuchtenden Kellen und Ästern liegen.

Oft, wenn ich vorüberging, dachte ich, welche Schönheitsfreudigen Menschen müssen hier wohnen, anordnen! Wenn ich die blaffen Kapazirer bei ihrer Arbeit sah, wie sie mit glühenden Augen ihr Werk betrachteten und änderten und überlegten, oder wenn ich den alten, dürftigen Gärtner sah, wie er mit künstlerischen Blicken seine Gewächse ordnete, freute ich mich, daß sie solche verständigen Gönner hatten, die ihnen Gelegenheit zum Wirken, zum Ausführen ihrer Ideen gaben und sich an den Schöpfungen erlabten.

Neulich ging ich wieder vorbei. Es war Abend. Auf der Veranda saß eine übermüthige Gesellschaft. Sie tranken. Einige Frauen kamen die Treppe herunter. Die, aufgedomert, auf den gemästeten Gliedern schwerer Sammet und Seide mit Spitzen; dazu noch große Brillanten in den Ohren, am Arm, auf dem Busen und an den Fingern.

Die eine stieß bei ihrem achtlofen Sehen mehrere Blumentöpfe von der Treppe, die unten krachend zerschellten.

„Ach lassen Sie doch! Das schadet ja weiter nichts . . . Der alte Kram!“ sagte die Andere geringschätzig. —

Theater.

—r. Luisentheater. Nach dem mißlungenen Seitensprung in die Zirkusarena kam die DIRECTION gestern mit einer Neuigkeit von erstem Aussehen. Gegeben wurde „Gefährliches Glück“, ein Stück aus dem Leben von Maximilian Braun. Der Dichter will die alte Geschichte vom brechenden Herzen vorführen. Das arme Mädchen, das acht Jahre hindurch in nicht sehr laubener Umgebung an ihrem Ideal festgehalten, sieht sich am Ende aller Kränkungen, als das Ideal ihr mißtheilt, es sei nunmehr selbständiger Kaufmann geworden und bald könne Hochzeit gefeiert werden. Es kommt natürlich anders. Der vorwärtsstrebende Kaufmann findet, daß sein Fortkommen weit besser durch eine Heirath mit der blühend-schönen Tochter eines reichen Geschäftsfreundes gesichert sei, als durch die Verbindung mit dem armen und dazu noch schwindichtigen Mädchen. Während bis dahin dem Leben und der Wirklichkeit in der That manches abgeläuscht und namentlich ein anrüchliches Bräuerlein der Helbin recht hübsch charakterisirt worden ist, artet das Stück nunmehr in unheimliche Nüchternheit aus. Wir sehen die Betrogene langsam zum Schatten vergehen; und ganz am Ende, nachdem der Treulose Verzeihung erhascht, stirbt sie uns gar auf offener Bühne genau nach dem Rezept der Kameliendame.

Das war natürlich ganz nach dem Herzen des Publikums. Redlich verdient war der überreich gependete Beifall von einigen Darstellern, so von Herrn Lande, der den moralisch sehr minderwerthigen Bruder trefflich spielte. Auch Fräulein Martens suchte durch eine realistische Darstellung das traurige Ende der leidenden Margarethe möglichst padend zu veranschaulichen. —

Konzerte. Die Zahl der einzelnen Künstlerabende wächst nunmehr so an, daß ein auch nur annähernd vollständiger Bericht bereits physisch unmöglich, und die richtige Auswahl allein schon eine schwierige Leistung ist, die ohnehin immer wieder auch durch Nebenstände gestört wird. Unter den Konzerten der jüngsten Zeit, die uns so entgingen, befand sich auch ein, wie wir erfahren, Niederabend des Sängers Emil Pinks (am 1. Oktober im Saale Bechstein), dessen Programm u. a. Lieder des von Niebige verehrten Peter Gast, eines anscheinend seltenen Programmgestes, enthielt.

Am 4. Oktober konzertirten bei Bechstein eine Sängerin und eine Klavierpielerin. Diese, Emmy NiedeL, war für die gegenwärtigen Konzertverhältnisse typisch. Statt ihre beschränkten Kräfte, ihr akzentarmes, nicht einmal genug deutliches, aber einfaches und zartes Spiel durch eine kluge Wahl passender älterer Stücke zu heben und dadurch zugleich unsere Kenntnisse zu bereichern, trat sie zunächst mit Wagner-Viszt's Spinnerlied auf, dessen technische und geistige Welt ein ganz anderes Können verlangt, und verführte uns — soweit wir sie hören konnten — auch durch zwei der schönsten Nocturnen Chopin's, trotz reichlichen Beifalls, nur wenig. Nächsten folgte, anscheinend am Mangel eines Ueberblicks über unsere Musikliteratur am meisten leidende Konzertgeber sich wenigstens besser beraten lassen! Ihre Gesangstollegerin, Fräulein Hedwig Hartmann, besitzt weder eine große Stimme noch eine besondere Größe des Vortrags; allein ihr Mezzosopran ist recht gut ausgeglichen, hat eine wohlklingende ziemlich dunkle Färbung, die man nur vielleicht in den höheren Lagen ebenso dunkel oder genauer noch dunkler wünschen möchte, und das melancholisch Zurückhaltende, ja Matte ihres Vortrages bewährt sich zwar weniger in Schubert's „Gretchen“, desto wirkungsvoller aber in drei überaus schönen Liedern von Franz, den unsere Konzertprogramme immer noch mehr berücksichtigen könnten. — Einen scharfen Gegensatz zu ihr bot die am selben Abend in der Singakademie konzertierende Sopranistin Marie Blomd-Peters. Mit einer ziemlich hellen Stimme, deren Kopftöne weniger verschleiert sein könnten, und die für die dunklen Vokale noch mehr Deutlichkeit übrig haben sollte, verbindet sich ein geschickter Ausdruck. Die Sängerin neigt vorwiegend zum Lyrischen und verfügt über eine reiche Koloratur, bewährte jedoch schon durch ihr von A. Scarlatti (geb. 1659) bis zu Berliner Musikreferenten von heute reichendes Programm (aus welchem Richard Strauß' „Traum durch die Dämmerung“ hervorgehoben sei) eine beachtenswerthe Vielseitigkeit. — Am nächsten Abend (Mittwoch, den 5. Oktober) sang bei Bechstein die Altistin Anna Kuznizky aus Wiesbaden. Ihr Vortrag ist eine große Feinheit in den Abstufungen der Stärke der Stimme, verbunden mit einem guten, tragfähigen Piano; diese werthvollen Eigenschaften sollten sich allerdings ergänzen durch eine eben solche Abstufung der Unruhe des Klanges, die sie, abgesehen von dem dadurch manchmal erzeugten Anschein des Unreinen, besser für einzelne Fälle aufsparen würde, und durch ein sympathischeres, manchmal weniger schneidendes Forte.

Wohl die wichtigste Konzerleistung dieser Woche war das Auftreten des bisher in Weimar, jetzt in Berlin schaffenen Komponisten und Klaviervirtuosen Ernst Hutcheson. Physiognomiker mögen aus seinen kurzen Haaren und seinem ersten Kandidatenaussehen seine gewissenhafte Art, deutlich, verständlich und prägnant zu komponieren und zu spielen, vorausbestimmen. Allein sein Klavierkonzert in E-dur op. 6 hat außerdem noch die Vorzüge des Farbenprächtigen, Temperamentvollen, elementar Wirrenden. Es ist keine neue Offenbarung, es vereinigt das Gefällige Mendelssohn's (von dem z. B. der zweite Satz der schottischen Symphonie das Finale des Konzerts beeinflusst haben mag) mit den reicheren Ausdrucksmitteln eines Liszt. Für dessen beliebtes Klavier-Konzert in Es-dur, das uns ebenfalls geboten wurde, scheint Gutcheson's Technik doch noch besser zu passen, als für Beethoven's Es-dur-Konzert, das den Anfang machte; bei diesem Werk die reichen Figurationen (übrigens auch eine Kompositions-Eigenheit des Konzertgebers) so zu spielen, daß die unter ihnen hier verborgeneren motivischen Formen in aller Größe und Plastik heraustreten, ist eine gewaltige Aufgabe. Sie verlangt entfangensvollen Verzicht auf die Unruhe des Zeitmaßes, die auch dieser Künstler, bei aller richtigen Anlage der Tempi selbst, nicht ganz vermied, und noch schärfere, sprechendere Akzente. Das Philharmonische Orchester gab sich Mühe, den Spieler richtig zu begleiten, und traf mit ihm häufig am Schluß wieder zusammen. Ein reichlicher Beifall ließ uns noch Chopin's Präludium Des-dur als Zugabe hören.

Zwei Instrumental-Virtuosen, den Violinisten Max Wolfsthal (Wien) und den Cellisten Georg Schneeböigt (Gelsingfors), der u. a. das D-moll-Konzert des wohl zu wenig gewürdigten Franzosen LaLo, des Komponisten der fast vergessenen Oper „Le roi d'Ys“ spielte, konnten wir leider ebenfalls nicht hören. —

82.

Kulturhistorisches.

ie. Ueber die Urgeschichte des Bieres hat Dr. Eduard Hahn in der „Wochenschrift für Brauerei“ einen Aufsatz veröffentlicht, der auf die Entstehung dieses Getränkes und seiner Verwandten, sowie auf seinen Gebrauch bei den Völkern der Vorzeit ein theilweise ganz neues Licht verbreitet. Wir sind heute gewohnt, als Bier eine aus Malz und Hopfen durch Gährung hergestelltes Getränk zu bezeichnen. Wenn man das Bier jedoch bis in die Urzeit seiner

Entwicklung zurück verfolgen will, so muß man den Hopfen preisgeben, da er ein verhältnismäßig neomodischer Zusatz ist, so sehr wir uns auch daran gewöhnt haben, ihn als eine Nothwendigkeit in den Begriff des Bieres einzuschließen. Das Bier, welches Odin mit seinen Einheriern nach der nordischen Sage in Walhall zechte, war honigsüß wie Meth und enthielt keine Spur von Hopfen; so beschaffen muß also auch das Bier unserer Vordern gewesen sein. Man kann sich wohl aber denken, daß ihren nicht gerade süßlich veranlagten Gemüthern ein solches Getränk allmählig zuwider geworden ist und ihnen wohl auch häufig eine Art von Magenjammer hinterlassen hat, die wir heute sogar in den schlimmsten Fällen nach Biergenuß kaum mehr kennen dürften. Man versuchte infolge dessen alles, um den Geschmack des Bieres etwas kräftiger und gewürziger zu machen. Man griff zu allem möglichen, z. B. zu Wachholderbeeren; in der Mark Brandenburg weiß man noch heute von einem Wachholderbier im Volksmund. In Amerika würzte man das Bier mit Sprößlingen der Schierlingstanne und in Irland und Island mit dem Samen der wilden Mohrrübe. Der Hopfen, der so siegreich alle Nebenbuhler in dieser Richtung aus dem Felde geschlagen hat, wurde vermuthlich von den Finnen eingeführt, in deren großem Heldengedicht der Kalewala die Rolle des Hopfens bei der Bierbereitung ausführlich geschildert ist. Nach Deutschland ist der Gebrauch des Hopfens wahrscheinlich zu der Zeit zwischen dem Abzug der Angelsachsen nach England und dem Kaiserthum Karls des Großen gekommen. Dies ist daraus zu schließen, daß die Angelsachsen noch keine Kenntniß von der neuen Bierwürze nach England mitnahmen, wo vielmehr noch lange bloßes Malzbier gebraut wurde; in Urkunden aus der Zeit von Pipin und seinem Sohne Karl werden jedoch Hopfengärten zum ersten Male erwähnt. Welches Alter hat das Bier nun überhaupt? Bei den alten Griechen und Römern scheint es kaum beträchtliche Bedeutung gehabt zu haben, dagegen waren diese Völker von Nachbarn umgeben, die aus Getreidekörnern ein berausches Getränk zu kochen wußten; dies war eben so bei den alten Kelten in Frankreich wie bei den Iberern in Spanien und bei den Völkern Nord-Afrika's der Fall. Hier muß die Erzeugung und Verwendung des Bieres schon sehr alt gewesen sein, wie uns besonders die egyptischen Urkunden gelehrt haben. „Lange zuvor“, sagt Hahn, „ehe überhaupt von griechischer Kultur die Rede war, hatte schon in dem sehr viel älteren Egypten ein bejahrter Schreiber einen jüngeren Kollegen gewarnt vor dem allzuhäufigen Biergenusse und vor dem häßlichen Geruche der Bierkeiße“. Aus Egypten brachte Schweinfurth Todentranke aus gekieimtem Malz mit, und zur Zeit der Ptolmäer hat sogar wahrscheinlich eine Biersteuer daselbst bestanden. Man kann aber die Urgeschichte des Bieres vielleicht noch weiter zurück verfolgen, denn wahrscheinlich erhielten die Egyptianer Kenntniß von der Bereitung dieses Getränkes aus dem innersten Afrika, von welchem Erdtheile Hahn sagt, daß er ohne jede Uebertreibung ein durchweg biertrinkender Kontinent zu nennen sei. Noch heute finden wir bis in die innersten Theile Afrika's bei den Neger-völkern die Herstellung eines eigentlichen Bieres aus Malz. Sieht man aber auch noch von der Kenntniß der Malzbereitung als einer nothwendigen Vorbedingung ab und versteht unter Bier jedes aus einer gekochten, sehr stärkehaltigen Flüssigkeit durch Gährung hergestellte Getränk, so verlegt sich sein Ursprung bis in die fernste Vergangenheit und in die Zeiten der ersten Kulturanfänge zurück. Dann war nicht einmal die Kenntniß des Ackerbaues von Röhren, denn wie noch heute zahlreiche Naturvölker die stärkehaltigen Samen wilder Gräser roh oder in geröstetem Zustande genießen, so könnte aus solchen durch Kochen und nachträgliche Gährung derselben auch eine Art von Bier gewonnen werden. Die Kunst des Kochens, wie wir sie heute verstehen, konnte freilich nicht früher ausgeübt werden, als bis man Gefäße aus einem Stoff zu bereiten wußte, der die Gluth eines Feuers aushielt; dazu gehört also schon eine gewisse Kenntniß in der Verarbeitung der Metalle. Hahn macht aber darauf aufmerksam, daß es noch ein Mittelglied zwischen Röhren und Kochen geben kann und gegeben hat, das in dem Verfahren bestand, glühende Steine in eine Flüssigkeit zu werfen und sie dadurch zu erhitzen. Ein solches „Steinlochen“ ist noch heute bei manchen Völkern sehr verbreitet und ist sogar in der Gegend der Save und Drau noch bis zu einer gar nicht so lange zurückliegenden Zeit auch zur Bierbereitung in Gebrauch gewesen, man nannte das auf diese Weise hergestellte Getränk Steinbier. In Kärnten giebt es noch heute den Namen „Steinbier-Brauereien“, der sogar in der amtlichen Biersteuer-Statistik zu finden ist. So verlegt sich der Anfang des Bierbrauens bis in die älteste Zeit der Menschheit hinauf, bis in eine Zeit, in der weder der Ackerbau noch die Kunst des eigentlichen Kochens noch die Erfahrung in der Verwendung der Metalle bereits bestanden zu haben braucht. —

Technisches.

— Die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten von Amerika. Dem Berichte des Bundesverkehrsamtes in Washington über die Entwicklung der nordamerikanischen Eisenbahnen entnimmt das „Handelsmuseum“ folgendes: Die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten hatten Ende Juni 1898 einen Umfang von 182 777 Meilen. Die Zahl der Eisenbahn-Gesellschaften, von denen dieses Netz betrieben wurde, betrug 1985, davon waren aber nur 782

selbständig. Die Anzahl der Gesellschaften, deren Umfang über 1000 Meilen betrug, belief sich auf 44 mit insgesammt 103 346 Meilen = 56,89 pCt. des Gesamtnetzes. Auf 100 Quadratmeilen entfielen 6,15 Meilen und auf 10 000 Einwohner 26 Meilen Eisenbahnen; 10 685 Meilen waren zweigeleisig, 990 Meilen dreigeleisig und 764 Meilen viergeleisig. Die Anzahl der Lokomotiven betrug 35 950, die Anzahl der Wagen 1 297 649, darunter für den Expressverkehr 44 701; die Anzahl der im abgelaufenen Betriebsjahre auf den Eisenbahnen Getödteten belief sich auf 6448, der Verletzten auf 38 687; die Anzahl der Beamten betrug 826 620. —

Humoristisches.

g. Eine Blütenlese von Stilproben aus Kinder-aussagen giebt der Lehrer Aegidius Veder in der letzten Nummer der „Deutschen Frauenzeitung“. Einzelnes davon ist so drastisch, daß es weitere Verbreitung verdient. Da heißt es: „Die Vertreter der Industrie theilt man ein in: erstens Schafwolle, zweites Baumwolle, drittens Lumpen.“ „Ein Ballon ist ein freier Raum, der an einem Hause angebracht ist.“ „Wenn jemand von einer Kreuzotter gebissen wird, sauge man dieselbe aus.“ „Das Pferd ist ein Thier, das vier Füße hat, an jeder Ecke einen.“ „Der Hahn nährt sich von Brot, Erdäpfeln, Wärmern und anderer menschlicher Nahrung.“ „Das sächsische Erzgebirge ist in ganz Böhmen verbreitet.“ „Zur Hochzeit war Jung und Alt geladen und wurde gekocht und gebraten.“ „Der Kürassier ist vorn mit Blech beschlagen.“ „Es giebt auch Hunde, die im Meer leben, solche sind der Seehund und der Kollmops.“ „Kolumbus stand unermüdet auf dem Hintertheil und spähte nach Land aus.“ „Die Eier der Nachtigall werden vom Männchen und Weibchen abwechselnd gelegt.“ „Ceres lehrte die Menschen das Nothdürftigste zu verrichten.“ Zu dem Thema „Die Frau und die Henne“ orakelte ein Knirps: „Eine Mutter hatte eine Henne und legte täglich ein Ei. Aber sie war unwillig und hatte damit keine Zufriedenheit und wollte an jedem Tage drei Eier legen. Deshalb gab sie ihr viel Gutes, wurde von fett und log gar nicht mehr.“ „Köstlich ist auch eine „Schilderung des Schulzimmers“. Das Schulzimmer besteht aus der Wandtafel, den Bänken, den Zinkenstern, dem Lehrer und dem Stod. Die meisten Sachen sind sehr alt und abgenutzt, nur der Stod muß immer neu sein. Wer noch später als der Lehrer in die Schule kommt, ist der größte Faulenzer und wird durch diesen bestraft. Auf der Wandtafel sind Flüsse und Städte angemalt, damit wir sie auswendig lernen müssen. Der Lehrer hat mit dem Stod ein Loch ins gelobte Land gestoßen. Mit dem Globus macht er die Sonnenfinsternis. In der Schule hängt auch ein Thermometer, mit diesem macht man es im Sommer heiß bis frei ist; der Lehrer sieht so lange darauf, bis 20 Grad sind. Dann können wir nach Hause gehen. In der Freiviertelstunde essen wir eine halbe Stunde unser Butterbrot. Der Schulinспекtor lobt uns immer, aber der Lehrer ist doch froh, wenn er wieder fort ist. —

Vermischtes vom Tage.

— Ein Musiker in Oberhausen kam am Mittwoch abends angetrunken nach Hause und gerieth mit seiner jüngeren Schwester in Streit. Die Mutter wollte vermitteln; der sonst ruhige junge Mann schlug aber mit einem harten Gegenstand um sich und traf seine Mutter so unglücklich, daß der Tod sofort eintrat. —

— Infolge des niedrigen Wasserstandes sind die königliche sowie Düsseldorf's Dampfschiffahrts-Gesellschaft gezwungen worden, die gesammten Fahrten oberhalb Koblenz einzustellen. Die Einstellung der gesammten oberrheinischen Schiffahrt steht bevor. —

— Die erste internationale Wagen-Ausstellung ist in Stuttgart am 6. Oktober eröffnet worden. Mehr als 100 Nummern, die fünfzehn verschiedene Arten angehören, sind ausgestellt. Das interessanteste und werthvollste Exemplar soll 2000 M. kosten. —

— Ein achtjähriges Mädchen in Nürnberg, das seit mehreren Tagen vermißt wurde, ist auf dem Boden eines Schulhauses erhängt aufgefunden worden. Es scheint Selbstmord vorzuliegen. —

— Auf dem Rade zur Trauung hat ein Fahrradfabrikant in Königgrätz seine Braut geführt. Das Brautpaar, die Kranzelmädchen, die Trauzengen, kurz alle Hochzeitsgäste bewegten sich auf Rädern, die mit Blumen und Fähnchen geschmückt waren. —

— In Aarhus (Dänemark) explodirten bei einer Artillerie-Übung mehrere Geschosse. Ein Artillerist wurde getödtet, sieben schwer verwundet. —

— Nicht weniger als 119 Personen, darunter auch Frauen, haben in der Zeit vom 21. Juni bis zum 16. September den Montblanc erklettert. Ein neuvermähltes Paar aus Orleans machte sogar seine Hochzeitsreise hinauf. —

— In der Chinesenstadt in Hankau wüthete eine verheerende Feuersbrunst. Es wurden etwa zehntausend Häuser zerstört; tausend Menschen sollen umgekommen sein. Die Zerstörung erstreckt sich auf eine Fläche von fast zwei englische Quadratmeilen. —